

Unverkäufliche Leseprobe

**Joanne Owen
König der
Marionetten**



Aus dem Englischen übersetzt von Barbara Abedi
farbig illustriert von Mutt Ink
14,0 x 21,5 cm, Hardcover mit Leinenstruktur
224 Seiten, ab 12 Jahren, September 2009
14,90 EUR [D], 15,40 EUR [A], 26,50 CHF
ISBN: 978-3-7855-6825-5
www.loewe-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Die weitere Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Unter der goldenen Uhr



Mutterseelenallein steht ein kleines dunkelhaariges Mädchen mit smaragdgrünen Augen und fünf Sommersprossen auf der Nase auf dem Altstädter Ring in Prag und hüpf von einem Fuß auf den anderen, um sich warm zu halten. Zu ihrer Linken befindet sich ein zugefrorener Trinkbrunnen, zu ihrer Rechten ein umgekippter Karren und um sie herum ein Sammelsurium von Gebäuden. Zu ihren Füßen glänzt das vereiste Kopfsteinpflaster und über ihr schimmert der Himmel schwarz und silbern wie Kohle.

Im Osten des Platzes überragt die Teynkirche alle umliegenden Gebäude, ihre beiden Türme streben wie ein Paar riesiger Hexenhüte in den Himmel. Auf der westlichen Seite steht die weiße St.-Niklas-Kirche.

Das Mädchen steckt seine Hände tief in die Taschen seines roten Mantels und schaut hoch zur weit über die Stadtgrenzen hinaus berühmten Astronomischen Uhr. Sie hofft, dass ihr Freund auftaucht, bevor es fünf schlägt. Die Vorderseite der Uhr besteht aus zwei schwarz-goldenen Schei-



ben, die Tage und Monate anzeigen, Sonnenauf- und -untergänge, die Tag- und Nachtgleichen und die Mondphasen. Sie zeigen den Stand der Planeten, die Tierkreiszeichen und die Stunden, Minuten und Sekunden des Tages. Geschnitzte Tiere und Pflanzen schmücken die Ränder.

Gleich ist es fünf Uhr.

Dong

Auf der rechten Seite der Uhr öffnet sich eine Tür. Das Mädchen hält die Luft an.

Dong

Dong

Eine hölzerne Christusfigur kommt aus der Tür. Das Mädchen ballt seine eiskalten Finger zur Faust.

Dong

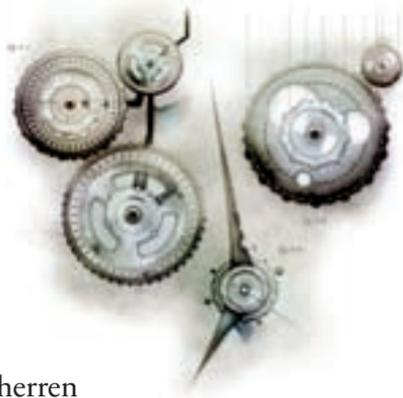
Zwölf weitere Figuren, die die Apostel darstellen, tauchen in schneller Folge aus derselben Tür auf. Aus einem Fenster über der Uhr springt ein Hahn und kräht.

Im unteren Teil der Uhr öffnet sich eine Pforte und der Tod tritt heraus; in einer Hand hält er eine silberne Glocke, in der anderen eine Sanduhr. Das Mädchen weicht zurück. Es fürchtet sich vor dem Anblick des Todes, der sich mit weit auseinanderklaffenden Kieferknochen ruckartig über die untere goldene Scheibe bewegt. Dicht hinter ihm schließt sich die Figur des Türken an, der den Kopf schüttelt, um zu zeigen, dass er noch nicht bereit ist, diese Welt zu verlassen. Darauf folgen der Geizige, der die Münzen in seinem Geldbeutel klingeln lässt, und der Eitle, der sein Spiegelbild bewundert.

Dong

Beim letzten Glockenschlag verschwinden die Figuren wieder im Inneren der Uhr.

Milena fröstelte im Ostwind, der um die Ecke des Altstädter Rathauses fegte. Die schneidende Kälte ging ihr durch Mark und Bein. Sie schlug ihren Mantelkra- gen hoch, während ihr Blick immer noch auf die Uhr gerichtet war. Ganz gleich, wie oft sie dieses Schauspiel schon gesehen hatte, ihre Furcht blieb dieselbe. Jedes Mal, wenn der Tod erschien, seine Glocke läutete und die Zähne zeigte, sah sie vor ihrem inneren Auge die Geschichte des Handwerksmeisters, der die Uhr vor vierhundert Jahren gebaut hatte.



Die Geschichte, wie er von den Ratsherren geblendet wurde, gehörte zu den beliebtesten und gruseligsten Legenden der Stadt Prag und fand in schrecklicher Regelmäßigkeit ihren Weg in Milenas Träume. Sie brauchte nur einen Blick auf die Uhr zu werfen, schon sah sie die Eindringlinge in sein Zimmer stürmen. Sie sah, wie sie ihn von hinten packten und ihm einen glühenden Eisenstab in beide Augen stießen. Sie hörte, wie es zischte, sah, wie er vor Schmerz schreiend stolperte und fiel. Sie spürte, wie sich sein Herz bei dem Gedanken zusammenkrampfte, dass er nie wieder eine Uhr sehen, geschweige denn eine bauen würde.

Milena hauchte in ihre Hände und blickte über den Platz. »Wo bist du, Lukas?«, sagte sie laut. »Komm jetzt endlich!« Sie wartete schon seit mehr als zwanzig Minuten.

»Und wo bist du, Maminka?«, flüsterte sie. »Bist du ganz allein an deinem Geburtstag? Wann kommst du nach Hause?« Sie bekam keine Antwort und keiner, der die Familie Prochazka kannte, glaubte daran, dass Milenas Mut-



ter je wieder nach Hause kommen würde. Sie war vor drei Jahren verschwunden, kurz nachdem Milenas Vater, Petr, durch einen Unfall ums Leben gekommen war.

Milena gähnte und rieb sich die Augen. Sie hatte schlecht geschlafen, weil sie schon wieder von der Heimkehr ihrer Mutter geträumt hatte. Lange vor Sonnenaufgang war sie wach geworden und in der Hoffnung, sie zu sehen, nach draußen gerannt. Eines Tages, dachte sie, eines Tages wirst du kommen.

Milena sprach jeden Morgen mit ihrer Mutter, jeden Abend vor dem Einschlafen und oft auch während des Tages. Dann war sie sicher, dass sie sie hören konnte, dass sie eines Tages durch die Tür käme und alles wieder so sein würde, als wäre sie nie weg gewesen. In gewisser Weise war es leichter gewesen, den Tod ihres Vaters zu akzeptieren. Sie hatte gesehen, wie sein Sarg in das Grab hinuntergelassen wurde. Sie hatte gehört, wie Erde auf das Holz prasselte. Sie wusste, dass ihr Vater nie zurückkehren würde, aber sie weigerte sich zu glauben, dass sie ihre Mutter nie wiedersehen sollte, und sie weigerte sich ebenfalls, als Waise bezeichnet zu werden.

»Wo bleibt er denn nur?« Milena schaute erneut auf die Uhr. Es war zwanzig Minuten nach fünf. Sie verließ den Platz und ging die Zelezná-Straße hinunter, auf das Haus zu, in dem sich das Marionettentheater ihres Vaters befunden hatte. Sie war früher nach der Schule so gern hierher gekommen. Es war für sie wie ein zweites Zuhause gewesen.

Milena liebte alles an diesem Theater. Die Aufregung hinter der Bühne, wenn man darauf wartete, dass sich der Vorhang hob, den Geruch nach Ölfarbe in der Kostümbildnerie, den samtigen Plüsch der Stühle im Zuschauerraum,

die Befriedigung, die sie verspürte, wenn das Stück in Gang kam. Vor allem aber liebte sie die Marionetten. Es war wie Zauberei, wenn ein Marionettenspieler mit einem geschickten Dreh des Handgelenks und einem Ziehen an den Fäden eine Figur lebendig werden ließ. Milena liebte es, wenn die Puppen mit den Köpfen wackelten und nickten, sie liebte das Geräusch, wenn ihre hölzernen Füße über den Bühnenboden klapperten. Und sie liebte die Geschichten ihrer Großmutter über Peters Leidenschaft für das Puppenspiel. Noch bevor er gelernt hatte, seine Schnürsenkel zu binden, hatte Baba erzählt, konnte er schon einfache Marionetten schnitzen und bauen. Als er neunzehn Jahre alt war, hatte er genug Geld gespart, um dieses Haus in Stare Mesto, der Prager Altstadt, zu kaufen. Er machte es zu einem Theater und nannte es ›Das Haus der Schönen Träume.«





Jetzt waren die Fenster mit Brettern vernagelt. Die ehemals makellos grün gestrichene Fassade begann zu bröckeln. Verschwunden waren die leuchtenden Blumenkästen mit Hyazinthen und Chrysanthemen. Verschwunden war die Theaterkasse, die ausgesehen hatte wie eine bunt gestreifte Zuckerstange. Milena schaute zu dem silberfarbenen Schild empor, das über dem Eingang hing. Es war so dicht mit Efeu überwuchert, dass sie den Namen ihres Vaters kaum noch entziffern konnte.

Hier hatte Milena ihre ersten Schritte getan und sich in die Marionetten verliebt. Und hier war ihr Vater gestorben. Er hatte hoch über der Bühne eine Marionette in Position gebracht, als der Aufbau zusammengebrochen war, und war kopfüber auf die Bühne gestürzt. Milena saß auf der steinernen Türschwelle, presste die Knie an die Brust und hatte einen Kloß im Hals. Es brach ihr das Herz, das Theater in diesem Zustand zu sehen.

»Ich werde dein Haus der Schönen Träume wiedereröffnen«, versprach sie. »Ich werde so lange arbeiten, bis ich genug Geld habe. Nur darauf kommt es an. Dann kommt Maminka nach Hause und wir werden dein Theater wieder aufleben lassen.« Sie drehte sich um und berührte die Tür. Ein Plakat war darauf festgenagelt worden. Der Wind hatte an den Ecken gezerrt, aber die Botschaft auf dem cremefarbenen Papier sprang ihr förmlich ins Gesicht. Sie hätte es am liebsten in Stücke zerrissen.

Wer konnte es wagen, dem Theater ihres Vaters so etwas anzutun? Er war der einzig echte Marionettenmeister.

Aber dann dachte sie daran, mit welchem Respekt ihr Vater anderen Puppenspielern begegnet war, und entschied, dass er vermutlich nichts gegen das Plakat einzuwenden gehabt hätte.

DER MEISTER DER

MARIONETTEN

VOND SEIN

UNGLAUBLICHES

WANDER-

THEATER



PRÄSENTIEREN

LEGENDEN DER ZUKUNFT

UND UNGLAUBLICHE ERZÄHLUNGEN, DIE SICH FÜR IHRE ZEITGENOSSEN WIE

GARANTIEREN!

Es klang vielversprechend. Mit einem Finger fuhr sie über die geschwungenen Buchstaben.

Das Geräusch näher kommender Schritte unterbrach sie in ihren Gedanken. »Lukas?« Sie fuhr herum. Da war niemand. Die Straße war seltsam menschenleer.

Dann hörte sie es wieder. Das scharfe *Klack-Klack* neuer Stiefel auf den Steinen.

Sie schaute nach links. Dann nach rechts. Immer noch niemand.

Das Geräusch kam näher. Lukas konnte es nicht sein, das wusste Milena. Seine Stiefel waren alles andere als neu. Sollte sie sich im Schatten des Hauses verstecken, bis die Schritte an ihr vorüber waren? Sich im Eingang hinkauern und sich so klein wie möglich machen?

Wie sich herausstellte, war es für beides schon zu spät.

Der starre Blick des Fremden



Die Schritte kamen näher. Immer näher.
Und dann blieben sie stehen.

»Hast du vor«, donnerte eine Stimme, »meine wundervolle Aufführung zu besuchen?«

Milena drehte sich zu der Stimme um und schnappte nach Luft. Ein Paar funkelnder gelber Augen leuchtete in der Dunkelheit. Sie blickten so unverwandt und starr wie die Augen eines Reptils und flößten ihr Angst ein, aber sie konnte einfach nicht wegschauen. Die Pupillen weiteten sich, sodass nur noch ein Rest der Augenfarbe zu sehen war – bernsteinfarbene Fleckchen in Onyx.

Die Augen schlossen sich für einen kurzen Moment und erst da bemerkte Milena die Person, zu der sie gehörten. Ein überaus stattlicher Riese, dessen vernarbte Hände mit goldenen Ringen geschmückt waren – jeder einzelne so dick, dass sie seine Finger auseinanderbogen. Er trug schwarze Hosen mit roten und goldenen Tressen, eine schwarze Weste, die ebenfalls mit roten und goldenen Litzen versehen war, und einen Mantel mit einem Kragen aus

Fuchspelz. Milena war ganz sicher: Dies war der Meister der Marionetten.

»Ich ... ich glaube nicht. Ich würde ja gern, aber wir haben kein Geld.«

»Kein Geld! Kein Geld! Bist wohl ein armer Schlucker, was?«, knurrte er. »Aber«, fuhr er fort und schaute Milena von oben bis unten an, »deinem Benehmen und deinem Aussehen nach zu urteilen – dem Schwung deiner Augenbrauen, der Länge deines Halses –, glaube ich, dass deine Familie irgendwann einmal, vielleicht vor vielen Monden, aber ganz bestimmt irgendwann einmal, bedeutend gewesen sein muss ... Aber ich schweife ab ...« Er senkte den Kopf und durchbohrte Milena mit seinem Blick.

»Meiner Erfahrung nach – und mein Erfahrungsschatz ist beträchtlich, so weit wie der Himmel, so tief wie der Ozean und so vielfältig wie ganz Böhmen – sind arme Schlucker kaum besser als Tiere, die, selbst wenn sie es wollten, niemals die subtilen Nuancen meiner Aufführung in vollem Umfang würdigen könnten.«

Milena musste sich beherrschen, um sich die Speicheltröpfchen des Meisters nicht vom Gesicht zu wischen. Sie rutschte unruhig hin und her, zog ihren Mantel dicht um sich und versuchte, woandershin zu schauen. Aber sie konnte es nicht. Sein Blick hielt sie gefangen. Ihr Kopf rollte nach hinten, ihre Arme hingen herunter. Sie spürte die Kälte nicht mehr und wusste nicht mehr, wo sie war.

»Es hat dir wohl die Sprache verschlagen«, höhnte der Meister und umkreiste Milena wie ein Fuchs den Hühnerstall. »Wo ist deine Tatkraft geblieben? Dein Mut? Deine Energie, dein Stolz? Deine Familie muss sich ja schämen, so eine unterwürfige, elende Kreatur in die Welt gesetzt zu haben. Hab ich recht, hm? Oder irre ich mich?«,



höhnte er. »Aber vermutlich bekommst du gar nicht mit, wovon ich überhaupt rede, oder?«

»Sie irren sich«, antwortete Milena. Sie hatte es geschafft, in die reale Welt zurückzukehren. Sie war sich des Windes bewusst, der Kälte und der Präsenz des Mannes, der wie ein Grizzlybär vor ihr auftrat.

»Sie irren sich«, wiederholte sie und sah ihm in die Augen, genauso unverwandt, wie er sie angesehen hatte. »Sie kennen mich doch gar nicht, Sie haben nicht die geringste Ahnung von mir, also behalten Sie Ihre Gedanken für sich!« Sie senkte den Blick. »Wenn es Ihnen recht ist«, fügte sie leise hinzu.

Das Gesicht des Marionettenmeisters färbte sich dunkelrot; seine Brust schwoll an, die Adern auf seiner Stirn traten hervor. Er ballte die Hände zu Fäusten und zitterte am ganzen Körper. Gerade als es so aussah, als würde er vor Wut platzen, brach er in ein gewaltiges, dröhnendes Gelächter aus. Milena hatte das Gefühl, die ganze Stadt würde unter dem Widerhall erbeben, von den höchsten Türmen der Burg auf dem Hügel bis hinunter zu den schlammigen Tiefen des Flussbettes. Er lachte und lachte, bis er schließlich zu sprechen begann.

»Bemerkenswert«, sagte er. »Mein ganzes Leben lang habe ich mit Menschen gespielt wie eine Katze mit der Maus. Ich umkreise sie, sowohl seelisch als auch hin und wieder körperlich, verstehst du, ich verbreite Furcht und Schrecken und dann beobachte ich, wie ihr Entsetzen immer größer wird, bis ihr ganzes Wesen davon erfasst ist. Ich beobachte, wie die Farbe aus ihren Wangen weicht, und dann drehe ich mich auf dem Absatz um und lasse sie stehen, während Unsicherheit und Angst sich bis in ihr Innerstes fressen. Ich beherrsche sie. Das ist es, was ein

Marionettenmeister kann: Fäden ziehen. Du aber, du hast dich gewehrt. Respekt!«

»Milena!«, ertönte Lukas' Stimme. »Milena, wo bist du?«

»Ich bin sicher, dass wir uns wiedersehen. Und zwar schon sehr bald.« Der Meister schaute sich um. »Zdenko, Zdenka, wir gehen zum Wagen!«

Zwei kleine Figuren in Kapuzenumhängen tauchten aus der Dunkelheit auf und stellten sich rechts und links neben ihn. Glänzende runde Schuhspitzen guckten unter den wogenden schwarzen Stoffmengen hervor.

Mit wehendem Mantel entfernte sich der Meister. Die Kapuzengestalten blieben ihm so dicht auf den Fersen, dass es aussah, als habe er zusätzliche Beine.

»Ich dachte mir schon, dass du hier sein würdest, aber wer waren denn die?«, rief Lukas und eilte auf Milena zu. »Geht es dir gut?«, fragte er und legte ihr eine Hand auf die Schulter.

Er und Milena waren schon so lange die besten Freunde, dass Lukas sich nicht erinnern konnte, wann es angefangen hatte. Niemand verstand ihn so gut wie sie. Sie waren sich so nah, wie man es sich nur sein konnte. »Es tut mir wirklich leid, dass ich mich so verspätet habe.«

»Wo warst du denn? Mir wurde ganz langweilig auf dem Platz vor lauter Warterei.«

Lukas machte eine Bewegung mit dem Arm, als wolle er Milenas schlechte Laune einfach wegwischen. »Jetzt bin ich ja da, und wie es aussieht, gerade noch rechtzeitig. Was wollten die von dir?«





»Ich weiß nicht genau, was sie wollten«, antwortete Milena und runzelte die Stirn. »Der Mann ist der Meister dieses Marionettentheaters. Er stand plötzlich einfach da und ich fühlte mich auf einmal ganz seltsam, wie in einem Traum. Aber schau mal, hier steht, es sei ›eine einzigartige Erfahrung‹. Am Freitag ist die Premiere. Ich würde für mein Leben gern hingehen.«

Lukas las, was auf dem Plakat stand. »Ich auch, aber es ist zu teuer. Komm, wir gehen. Er hat mir nicht gefallen. Er hat dich so nervös gemacht wie einen Springteufel. Schau dich nur an, du zitterst ja. Meine Mutter hätte bei seinem Anblick einen Anfall bekommen. Sie hat sich immer schon vor Marionetten gefürchtet, schon als kleines Kind. ›Tanzende Leichen‹ nennt sie sie.«

»Sie muss sich nicht vor ihnen fürchten, sie sind doch gar nicht tot. Sie sind eher in einer Art Zwischenreich, für immer zwischen Leben und Tod, und warten darauf, was der Puppenspieler aus ihnen machen will. Das hat Vater jedenfalls immer gesagt.«

»Ich glaube nicht, dass diese Erklärung sie beruhigen würde«, lachte Lukas. »Hier, nimm meine Handschuhe, bevor deine Finger zu Eiszapfen werden.«

Die Stadt, die sich tief ins Tal der sieben Hügel schmiegte, war in die Dunkelheit des Winterabends gehüllt, während Milena und Lukas sich erzählten, was sie den Tag über erlebt hatten. An fast jeder Straßenecke stand ein Maroniröster oder ein Brezelverkäufer und pries seine Ware an. Der Duft der Maroni, die auf den heißen Kohlen schmorten, stieg ihnen in die Nase. Die Plätze der Stadt leerten sich, als ein Marktstand nach dem anderen geräumt und für die Nacht geschlossen wurde. In den überfüllten, ratternden



Straßenbahnen saßen Büroangestellte mit müden Augen, die ihre Aktenberge beiseitegeschoben, und Fabrikarbeiter, die ihre lärmenden Maschinen abgeschaltet hatten. In den Häusern stellten Mütter die Töpfe auf den Herd, schürten das Feuer und riefen ihre Kinder von den Straßen und aus den Parks.

Milena und Lukas kamen an einem Spielzeugmacher vorbei, der einen hölzernen Vogel von dem Tuch zu seinen Füßen hochhob. Er zog ihn auf und stellte ihn auf seine schmutzige Handfläche.

»Guten Abend!«, rief er und nickte Milena und Lukas zu. »Habt ihr einen Augenblick Zeit, euch meine Waren anzusehen? Schaut, wie er mit den Flügeln schlägt und in meine Handfläche pickt! Junger Herr, ich glaube, deine Freundin würde diesen kleinen Burschen hier für ihr Leben gern mit nach Hause nehmen. Ich habe noch viele andere, seht nur! In jeder Farbe und jeder Größe, die man sich nur vorstellen kann.«

Plötzlich stürzte sich der Spielzeugmacher wie ein Wahnsinniger auf die Vögel am Boden. Sein Blick flog von einem zum anderen, als er sie nacheinander aufzog und sie alleamt über das Tuch hüpfen und pickten und flatterten.

»Schaut, wie sie sich bewegen! *Tschilp, tschilp*, ihr kleinen Vögel! Soll ich einem von ihnen deinen Namen geben? Wie heißt du?«

»Milena Prochazkova«, antwortete Milena höflich.

»Wie wär's mit diesem, Milena? Ich mache euch einen guten Preis. Oder lieber dieses kleine Pelztierchen hier?« Er zog eine Aufziehmaus aus der Tasche, drehte den Schlüssel in ihrem Rücken und ließ sie über den Boden trippeln. »Ich brauche nur eine oder zwei Münzen, um mir eine Wurst zum Abendessen kaufen zu können.«



»Sie sind alle sehr hübsch, aber ich fürchte, wir können sie uns nicht leisten«, sagte Milena.

Der Spielzeugmacher stieß mit dem Fuß nach den Vögeln. »Sie sind alle sehr hübsch, aber ich fürchte, wir können sie uns nicht leisten«, spottete er. Seine Stimme überschlug sich. »Lügt mich nicht an. Ihr werdet doch wohl eine Krone oder zwei erübrigen können.«

»Ich lüge nicht«, beharrte Milena.

»Ihr haltet euch wohl für was Besseres, wie?«, zischte er und warf die flatternden Vögel in einen Sack. »Ihr seid euch wohl zu fein für meine Vögel! Es wird euch leidtun, wenn sie nicht mehr da sind.«

Milena zog eine Münze aus ihrer Tasche. »Hier, bitte«, sagte sie und hielt sie ihm hin. »Es reicht nicht für einen Vogel, aber mehr habe ich nicht.«

»Wirklich?«, fragte der Spielzeugmacher. »Ihr habt wirklich nicht mehr?«

Milena schüttelte den Kopf.

»Dann danke ich dir für deine Güte.« Er nahm die Münze, warf den Sack mit den Vögeln über die Schulter und machte sich durch eine Nebenstraße davon.

»Hoffentlich kommt er zurecht«, sagte Milena, als er verschwunden war.

»Keine Sorge. Du hast jedenfalls versucht, ihm zu helfen. Komm, Baba wird sich fragen, wo du bleibst.«

Aber Milena machte sich Sorgen um den Spielzeugmacher. Sie vermutete, dass die Vögel seine einzigen Gefährten waren. Sie wünschte, sie hätte ihm einen abkaufen können. Baba hatte sie zur Großzügigkeit erzogen und ihre Geschichte der hochmütigen Händlerin hatte sie nie vergessen. Sie konnte sie so deutlich hören, als ob Baba sie ihr ins Ohr flüsterte.

Die Geschichte von der hochmütigen Händlerin



Die hochmütige Händlerin war eine mit allen Wassern gewaschene Person, die ihren Lebensunterhalt damit verdiente, dass sie den Bauern Geflügel abkaufte, um es in Prag für teures Geld weiterzuverkaufen. Eines Tages kam ein Bauer aus Jilove und verkaufte ihr ein Dutzend Hühner zu einem sehr guten Preis. Da sie Appetit auf Hühnchen zum Abendessen hatte, zerteilte sie eins und war freudig überrascht, als sie in seinem Magen einige Klümpchen Gold fand. Gierig wie sie war, schnitt die Händlerin auch die restlichen Hühner auf und fand in jedem der fetten Tiere ein Klümpchen glitzernden Goldes nach dem anderen. Sie konnte ihr Glück kaum fassen.

Als der Bauer eine Woche später wiederkam, war er damit einverstanden, ihr weitere Hühner zu verkaufen – doch sie musste versprechen, sie niemals weiterzuverkaufen. Sie versprach es und wurde bald zu einem der reichsten Menschen in Prag. Aber sie behielt ihr ganzes Vermögen für sich und ließ niemanden daran teilhaben.

Einige Wochen später, als die Händlerin auf dem Weg war, von einem ihrer Mieter den Mietzins einzutreiben, wurde sie auf der Karlsbrücke von einer alten Bettlerin angesprochen.

»Gute Frau, habt Ihr eine Krone für mich?«, rief die alte Frau. »Mein Mann ist tot, meine Kinder haben mich verlassen und ich bin ganz allein in dieser grausamen Welt. Bitte, meine Dame, ich habe seit Tagen nichts gegessen.«

Die Händlerin warf den Kopf zurück und schaute angewidert weg.

»Möget Ihr eines Tages selbst betteln müssen!«, rief die Alte ihr hinterher. »Möget Ihr selbst erfahren, was es heißt, arm und hungrig zu sein.«



Die Händlerin drehte sich um und zog einen goldenen Ring von ihrem Finger. Sie warf ihn in die Moldau und sprach: »So wie ich diesen Ring nie wiedersehen werde, so werden deine Worte niemals wahr werden!«

Am selben Abend gab sie ein Fest in einem ihrer prächtigen Häuser. Als sich die Gäste zum Mahl niedersetzten, schnitt sie den Fisch auf ihrem Teller auf und fand darin zu ihrem Entsetzen den goldenen Ring, den sie in die Moldau geworfen hatte. Die Farbe wich aus ihrem Gesicht, als sie sich die Worte der Bettlerin ins Gedächtnis rief.

Bereits am nächsten Tag erfuhr die Händlerin, dass man sie bei einem Geschäft übers Ohr gehauen hatte, dass in eins ihrer Häuser eingebrochen worden und ein anderes abgebrannt war. Innerhalb einer Woche war sie mittellos. Das Einzige, was ihr blieb, waren die Kleider, die sie am Leib trug, und der goldene Ring, der im Bauch des Fisches zu ihr zurückgekehrt war. Dieses Mal warf sie ihn nicht hochmütig in den Fluss, sondern verkaufte ihn an einen Goldschmied, damit sie etwas zu essen kaufen konnte, und dann machte sie sich auf zur Karlsbrücke, um die Bettlerin zu finden. Aber sie war nicht da, also setzte sich die Händlerin auf den Boden, senkte den Kopf und hielt die Hand auf, in der Hoffnung, eine großmütige Seele zu finden, die ihr half. Viele Leute gingen an ihr vorbei, aber niemand gab ihr auch nur eine Brotkruste. Dann, als die Sonne unterging, spürte sie, wie ihr jemand eine Münze in die Hand drückte. Sie öffnete die Augen und sah die alte Bettlerin, vornehm gekleidet wie die Frau eines Edelmanns.

Und die Moral von der Geschichte: Wer anderen hilft, dem wird selbst geholfen. Das Glück kommt und das Glück geht, schneller als ein Frettchen in einem Kaninchenbau verschwindet.





Auf ihrem Weg durch die feuchtkalten Arkaden und die engen, kopfsteingepflasterten Straßen der Altstadt spürte Milena in jedem Menschen, an dem sie vorübergingen, die Einsamkeit des Spielzeugmachers. Sie entdeckte sie in den gekrümmten Schultern der Obdachlosen, die zwischen den schiefen Grabsteinen des Jüdischen Friedhofs in der Josefstadt hausten. Sie sah sie in der zitternden Hand der alten Frau, die auf der Schwelle der St.-Michaelskirche hockte und die Passanten anflehte, ihr ein Stück Spitze abzukaufen. Und sie fand sie in den Augen des bettelnden Jungen an der Ecke Jilska- und Karlsgasse.

Als sie die Karlsbrücke überquerten, die sich über die Moldau spannt und die östlichen und westlichen Stadtteile von Prag miteinander verbindet, hatte Milena das Gefühl, als landeten winzige Eissplinter aus dem Fluss auf ihren Wangen und als würden die steinernen Heiligenfiguren auf beiden Seiten der Brücke sie gleich in ihre kalten grauen Arme schließen. Sie sah, wie sich die blutenden Finger des Steinmetzen, der seine Seele dem Teufel verkauft hatte, um am Wiederaufbau der Brücke mitwirken zu können, in die Außenmauer krallten. Ein einsamer Schwan unter der Brücke breitete seine Schwingen aus und glitt auf der Suche nach seiner Gefährtin kraftvoll und anmutig davon.

Milena hakte sich bei Lukas unter, als sie schweigend die Kleinseite am Fuß der Burg passierten, die steile Nerudagasse hinaufstiegen und schließlich die Burgstadt erreichten, die im weißen Licht des Vollmonds funkelte.

Im Haus zur Goldenen Eichel



Baba lächelte, als sie einen prüfenden Blick auf das schmorende Kaninchen warf und die Ofentür wieder schloss. »Das wird Milena schmecken!« Ihr Rücken schmerzte, weil sie sich stundenlang über den Wäschezuber auf dem kalten Hof gebeugt hatte. Aber Baba beklagte sich nicht. Sie wollte nur sicher sein, dass alles so perfekt wie möglich war, wenn Milena nach Hause kam. Behände lief sie durch die Küche, sammelte schmutziges Geschirr und Besteck ein und stellte es in die Spüle.

Babas Küche war der Mittelpunkt des kleinen Häuschens, das sie zusammen mit Milena bewohnte. Sie hatte eine gewölbte Steindecke und viele Nischen und Winkel, in denen Dosen mit Mehl standen, Töpfe mit getrockneten Kräutern, Gefäße mit Paprika und Kümmelsamen. Ein Krug mit Milch stand an der Tür und wurde von der eisigen Zugluft, die durch das Häuschen strich, kühl gehalten. Ein Zopf aus Zwiebeln hing an einem Haken über dem Herd und in einem Spalt zwischen Fensterbrett und Spülbecken stand ein Glas mit selbst gemachten Zimt- und Vanillebonbons.



Baba war sehr gewissenhaft bei allem, was sie tat. Jeden Tag zog sie sich *ordentlich* an. Sie polierte ihre Stiefel, bis sie glänzten. Ihre Röcke waren abgetragen, aber immer makellos sauber und gebügelt, und nie verließ sie das Haus, ohne ihr silberweißes Haar hochzustecken, den guten Hut aufzusetzen und die pelzgefütterten Lederhandschuhe überzustreifen.

Doch während Baba sich den Anschein gab, als sei sie guten Mutes, war sie innerlich voll Kummer. Sie konnte sich nicht verzeihen, dass sie es nicht geschafft hatte, das Theater ihres Sohnes am Leben zu erhalten. Sie war gezwungen gewesen, sowohl das Haus der Schönen Träume als auch ihr Zuhause unten am Fluss zu verkaufen. Aber wenigstens hatte sie Petr auf dem Wyseschehrad-Ehrenfriedhof zur letzten Ruhe betten können, wo alle großen tschechischen Künstler, Schriftsteller und Musiker begraben lagen.

Baba hielt ihren Kummer vor Milena geheim. Sie wusste, dass Milena den Unfall ihres Vaters jeden Tag von Neuem durchlebte, dass sie ihn wie einen Vogel mit gebrochenen Flügeln auf die Bühne hinunterstürzen sah. Und sie wusste auch, dass Milena jede Nacht im Traum ihre Mutter sah. »Sie kommt. Sie kommt nach Hause!«, rief sie dann im Schlaf und jedes Mal lief Baba zu ihr, um sie zu beruhigen.

Sogar tagsüber hatte Milena oft das Gefühl, die Anwesenheit ihrer Mutter spüren zu können, sei es während eines Regengusses, der ganz unerwartet aus dem sommerlichen Himmel fiel, oder bei einem plötzlichen Windstoß, der ihr ein Blatt vor die Füße wehte. Baba hatte eingesehen, dass es falsch von ihr gewesen war, manche Dinge vor ihrer Enkelin geheim zu halten. Ich hätte wissen müssen, dass man seine Sorgen nicht in eine Flasche stecken und sie wegschwimmen lassen kann, dachte sie. Das Meer schwemmt

sie einfach wieder ans Ufer. Vielleicht ist die Zeit gekommen, dass ich die Flasche öffne und Milena alles erzähle.

Sie überflog noch einmal das Rezept, das sie vor Jahrzehnten in ihr braunes ledernes Notizbuch geschrieben hatte, warf noch ein wenig Petersilie in den Topf und stippte ihren kleinen Finger in die Soße, die auf dem Herd vor sich hin köchelte.



Draußen bellte ein Hund und Baba spähte durchs Fenster. Dieser Teil der Stadt war lange Zeit dem Adel vorbehalten gewesen und die kleineren Straßen, die sich den Hügel östlich des Burgplatzes hinunterschlangelten, wurden hauptsächlich von der Dienerschaft der Burg bewohnt. In einer dieser Straßen wohnten Baba und Milena. Sie hieß Novy Svet, was Neue Welt bedeutet, und ihr Haus hieß das Haus zur Goldenen Eichel.

Novy Svet war ein einladender Ort. Jedes der kleinen Häuser war in einer anderen Farbe gestrichen – himmelblau, hellgrün, rosarot, zitronengelb oder fliederfarben. Im



Frühjahr und im Sommer wehte ein Duft nach Rosen und Geißblatt durch die Straße und im Winter drang der Geruch von Holzfeuer und Gulasch mit Paprika aus Schornsteinen und Küchenfenstern.

Baba liebte es, dass sie hier im Burgviertel die vielen Tausend Jahre Prager Geschichte überall spüren konnte. Es war, als ob die Seelen der Menschen aus vergangenen Zeiten in jedem einzelnen Stein jedes Palastes und in jeder Turmspitze jeder Kirche fortbeständen. Wenn sie des Nachts unterwegs war, hörte sie die geisterhaften Melodien von lange verstorbenen Hofmusikanten über die Dächer der Burg und den Hirschgraben wehen und die enttäuschten Ausrufe von Kaiser Rudolfs Alchemisten im Goldmachergässchen.

»Ich habe das Burgviertel wirklich lieb gewonnen«, sagte Baba zu Milenas Tanten Katerina und Tereza, wenn die beiden wieder einmal den Vorschlag machten, sie und Milena sollten doch zu ihnen ziehen. »Ich wäre sehr zufrieden, wenn ich den Rest meines Lebens dort wohnen bliebe.« Und außerdem war Baba der Meinung, »wer die Schürze trägt, muss auch dafür sorgen, dass Essen auf den Tisch kommt.« Sie war zu stolz, um von irgendjemandem Almosen anzunehmen.

Baba öffnete erneut die Ofentür, um nach dem schmorenden Fleisch zu sehen. Es duftete wunderbar nach Kaninchenbraten. »Köstlich! Aber wo bleibt Milena? Es sieht ihr gar nicht ähnlich, zu spät zu kommen.«

Im Haus der Schneeschwestern

Südöstlich des Altstädter Rings, ganz in der Nähe des Nationalmuseums, saßen Milenas Tanten im Wohnzimmer ihres Hauses. Vor dem Fenster tanzten Schneeflocken durch die Dunkelheit.

»Weißt du, welcher Tag heute ist?«, fragte Tereza in die Stille hinein.

Katerina sah von ihrem Wissenschaftsmagazin auf und nickte. »Natürlich weiß ich das«, antwortete sie. »Ludmilas Geburtstag. Heute vor drei Jahren ist sie verschwunden. Allmählich glaube ich, wir werden nie erfahren, was mit ihr geschehen ist.«

»Wir sollten dankbar sein für die Zeit, die wir mit ihr verbringen durften«, entgegnete Tereza. »Und dafür, dass wir mit einer so außergewöhnlichen Schwester gesegnet waren. Wir beide waren immer die Schneeschwestern und sie war unsere Sonnenschwester.« Sie legte den Deckel auf das Gefäß mit dem Bilsenkraut, das sie gerade untersucht hatte, und machte sich eine Notiz in ihrem Kräutertagebuch.

Ergebnisse vom 12. Januar 1898



Bilsenkraut (auch bekannt als Teufelsauge)

Beschreibung: Wächst auf kargem Boden, stauartige, klebrige Blätter, widerwärtiger Geruch und glockenförmige, dunkel geäderte gelbe Blüten.

Geschichte: In der griechischen Mythologie wurden die Toten im Hades mit Bilsenkraut bekränzt, wenn sie am Fluss Styx entlangwanderten.

Anwendung: Seit dem Altertum wird die Pflanze verwendet, um Halluzinationen hervorzufragen. Unterstützt Liebeszauber. Im Freien verbrannt, bringt sie Regen, obwohl dies die Giftigkeit der Pflanze erhöhen kann.

Achtung: Kann zu Hautreizungen führen, wenn man sie mit den Fingern zerreibt.

Wermut (auch als Bitterer Beifuß oder Alsem bekannt)

Beschreibung: Wächst wild auf trockenem oder steinigem Boden. Die Blätter sind auf der Oberseite graugrün, auf der Unterseite weiß und mit feinem silbernen Flaum bedeckt. Die Blüten sind blassgelb.

Geschichte: Der Name ist abgeleitet vom altenglischen »wermod« - Wurmholz. (Zur damaligen Zeit wurde die Pflanze als Heilmittel gegen Eingeweidewürmer verwendet.)

Anwendungen: Zur Stärkung mentaler Kräfte und zur Geisterbeschwörung, wenn zusammen mit Weihrauch verbrannt. Das A der Pflanze kann zur Verbesserung des Blutkreislaufes verwendet werden.

Wermutsaft ist in Absinth enthalten, kann auch zur Herstellung von Wein verwendet werden. Reines Wermutöl ist hochgradig giftig, in korrekter Dosierung jedoch kaum gefährlich.



Belladonna (auch als Tollkirsche oder Wolfsbeere bekannt)

Beschreibung: Weiße, dickfleischige Wurzel, ovale dunkelgrüne Blätter, dunkelrote, glockenförmige Blüten. Die Beeren sind kirschrot, ihr Saft ist tiefschwarz, süß und giftig.

Geschichte: Verehrer der römischen Kriegsgöttin Bellona tranken ein Getränk aus Belladonna, bevor sie den Geist der Göttin anriefen. Die Pflanze wird seit jeher mit Hexerei in Verbindung gebracht und ist häufig Bestandteil von Rezepten für Hexensalbe.

Anwendungen: Blätter und Wurzeln sind giftig und rufen Halluzinations- und Betäubungserscheinungen hervor. Kann als Narkosemittel Verwendung finden. Hochgradig giftig, unter Umständen tödlich.

Symptome einer Belladonna-Vergiftung sind Stimmverlust, wiederholtes Vorbeugen und Schaukeln des Oberkörpers, ständige Bewegungen der Finger, starke Pupillenerweiterung.

»Ich glaube, ich mache für heute Schluss mit dem Arbeiten«, seufzte Tereza und rieb ihre mit Blasen bedeckten Finger an ihrem Gewand ab.

»Ehrlich gesagt, bin ich auch nicht in der richtigen Verfassung, um zu lesen. Seit zehn Minuten starre ich schon auf immer denselben Satz«, sagte Katerina, nahm ihre drahtgefasste Brille ab und legte ihr Magazin beiseite.

Sie stand auf, ging zum Fenster und schaute hinunter auf die Straße. Zwei junge Leute eilten lachend und schwatzend vorbei – die Nachbarstochter und ihr Verlobter. Katerina klopfte gegen die Scheibe und winkte ihnen zu, bevor sie die Vorhänge zuzog.

»Die beiden sind wirklich ein entzückendes Paar. Wie seltsam, wenn man sich vorstellt, dass Milena demnächst auch schon so weit sein wird, dass man ihr den Hof macht. Es wird schon ein sehr besonderer junger Mann sein müssen. Mit einem guten Herzen und einem wachen Geist. Wir müssen uns sicher keine Sorgen machen; Milena weiß, was sie will, und würde sich nie mit dem Zweitbesten zufriedengeben. Aber trotzdem wünschte ich mir, dass sie und Baba bei uns einziehen würden. Wir haben doch mehr als genug Platz.«

»Wir hätten den heutigen Abend zusammen verbringen sollen, um Ludmilas Geburtstag zu begehen, aber wenigstens kommen sie und Lukas ja morgen, Katerina«, sagte Tereza und sah ihre ältere Schwester von der Seite an. »Glaubst du, dass es jetzt an der Zeit ist, herauszufinden, ob das Gespür für Kräuter auch in Milena steckt? Was meinst du? Wir könnten mit etwas Einfachem beginnen. Vielleicht eine leichte Wettermanipulation. Oder ich zeige ihr, wie man ein paar einfache Heilmittel zusammenbraut. Schließlich hat Ludmila uns alle drei mit ihrer Erziehung betraut.«

»Ich zweifle nicht daran, dass Milena deine Fähigkeiten geerbt hat, aber wir müssen Geduld haben«, sagte Katerina warnend und zog ihre Augenbrauen hoch. »Baba findet ohnehin, dass sie viel zu leicht erregbar ist.«

»Vielleicht hast du recht, aber wir sollten nicht mehr zu lange warten. Auf jeden Fall sollten wir etwas zu Ehren von Ludmilas Geburtstag tun. Lass uns in den Garten gehen und ein paar Worte für sie sprechen.«

Als Tereza aufstand und ihre Röcke zurechtschüttelte, bemerkte sie einen grünen Fleck auf dem Teppich. Sie schnappte erschrocken nach Luft. »Es tut mir leid. Ich habe den Teppich mit Hartriegel ruiniert.«

»Dieser Teppich, meine liebe Tereza, ist vor mehr als hundert Jahren von einem ungarischen Meisterweber handgewebt worden. Er ist unersetzlich. Du solltest dich wirklich darauf beschränken, im Keller zu arbeiten. Und vielleicht wirfst du auch mal einen Blick in meine Medizinjournale. Wie du weißt, ist das Zeitalter der weisen Frauen vorbei. Aber im Gefüge des großen Ganzen spielt ein Fleck auf dem Teppich wohl keine allzu wichtige Rolle.«

Ihre Röcke raschelten wie frühes Herbstlaub, als sie in die Küche gingen. Obwohl sie den Tag zu Hause verbracht und keine Besucher empfangen hatten, waren sie angezogen, als gingen sie zum Essen aus oder in die Oper. Katerina trug ein hochgeschlossenes, bodenlanges schwarzes Taftkleid. Ihr Haar, das sie zu einem Knoten geschlungen hatte, war so fest zurückgesteckt, dass ihre Wangenknochen hervorstanden und ihre Augen einen strengen Ausdruck hatten. Bis auf die zarten Rougeflecken auf ihren Wangen war Terezas Gesicht weiß gepudert; ihr Kleid, das im Stil dem ihrer Schwester glich, war purpurfarben und mit einer Smaragdbrosche geschmückt.



In einem weniger prächtigen Haus wäre ihre formelle Aufmachung seltsam erschienen, aber vor dem Hintergrund der bestickten Seidenvorhänge und der großen gerahmten Ölgemälde wirkte sie mehr als angemessen. Eigentlich war das Haus zu groß für zwei Personen, aber Katerina als die älteste Tochter hatte es von ihren Eltern geerbt. Während sie früher wohlhabend gewesen waren und eine Köchin und ein Hausmädchen beschäftigt hatten, gab es jetzt nur noch Herrn Kolar, ihren Kutscher.

Tereza öffnete die Hintertür und sie gingen nach draußen. Ihr Garten stand voller Tannen, die die drei Schwestern in ihrer Jugend gepflanzt hatten, und rechts von der Küchentür hatte Tereza einen Kräutergarten angelegt, in dem sie alles anbaute, was sie für ihre Heilmittel brauchte. Klette, Muskat, Fenchel, Rosmarin, Salbei, Pfefferminze und alle möglichen anderen stark riechenden Pflanzen wuchsen in dem rechteckigen Beet.

Tereza pflückte ein Klettenblatt ab und hielt es über die Kerzenflamme, bis zarte Rauchscheiter von seinen Rändern aufstiegen.

»Wo immer du auch sein magst, unsere Herzen sind bei dir.« Sie blies in den Rauch, der ihren Kuss forttrug. »Möge der Rauch dieses Blattes seinen Weg zu dir finden und dich vor allem Übel behüten.«

Eine einzelne Schneeflocke landete auf ihrer Nase. Sie lächelte. »Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, Ludmila!«

Die nächtliche Wagenparade



Eine Kolonne von bunt bemalten Wohnwagen rollte rumpelnd durch die Altstadt von Prag. Die rot-goldenen Räder drehten sich nur langsam, denn die Wagen hatten eine schwere Last zu tragen. Alle Fensterläden und Türen waren fest verschlossen, damit niemand die Geheimnisse sehen konnte, die sich in ihrem Inneren verbargen.

Die Wagen wurden von zwei Dutzend prächtigen Pferden gezogen, deren Hufe über das Kopfsteinpflaster des nachtdunklen Platzes klapperten. In der Nähe der Astronomischen Uhr ging wie auf einen lautlosen Befehl hin ein Ruck durch den Zug und die Tiere blieben stehen. Die maskierten Kutscher zogen die Zügel straff und die beiden Pferde, die vor den ersten Wagen der Kolonne geschirrt waren, schnaubten und blähten ihre Nüstern. Die Federbüsche auf ihren Köpfen – der eine kobaltblau, der andere kirschrot – zitterten.

Drei Personen tauchten aus der Dunkelheit auf. Die erste Gestalt war groß und massig, die beiden anderen

klein und schmal. Sie kletterten in den ersten Wagen und die Kolonne setzte ihren Weg in Richtung Karlsbrücke fort.

Da riss die Wolkendecke auf und das Mondlicht fiel auf eine Marionette, die steif und leblos auf den Stufen des Altstädter Rathauses lag.

